

Im Todenschrein.

Von Alexander Ghila. Aus dem Rumänischen von Ernst Wille.

Als ich mein Werk über die Pflanzenwelt Rumäniens schrieb, hat ich Michael Riffowitsch, einen unserer trefflichsten Botaniker, schriftlich um seine Unterstützung, Er antwortete mir in liebenswürdigster Weise, und unter Briefwechsel schloß endlich damit, daß er mich einladet, ihn zu besuchen und in Gemeinschaft mit ihm botanische Streifzüge in der Umgegend von Schopditer — so nannte sich sein Wohnort — zu machen.

Ich nahm die Einladung an und wurde erst, in diesem beschriebenen Gelehrten einen unserer vornehmsten Botaniker, einen Schöpfherren und reichen Grundbesitzer, kennen zu lernen. Sein Glück mußte um so größer sein, als er trotz seiner fünfzig Jahre eine liebreizende Frau sein eigen nannte, welche kaum die dreißig überschritten haben konnte.

Als wir eines Abends bei einem Glase Punsch saßen, erzählte er mir, wie er zu seinem Glücke gelangt war, und die Geschichte ist sonderbar genug, um auch weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Damals, begann er, „es mögen nun zwölf Jahre her sein, war ich ein armer Privatgelehrter, und um mein Einkommen zu mehren, nahm ich die angebotene Stellung als Hauslehrer bei Jurem Galbari auf Schloß Schopditer für seinen sechsjährigen Sprößling an, um so lieber, als die pflanzenreiche Umgegend meine botanischen Studien aufs beste fördern mußte.

Eines Tages passirte mir ein Unglück. In der Mitte eines Teiches bemerkte ich eine seltene Wasserfliege. Rasch entschlossen entledigte ich mich, schritt in den verhältnißmäßig flachen Teich und bemächtigte mich der Pflanze. Bei der Rückkehr geriet ich plötzlich in eine lumpyförmige Stelle, in die ich bis an die Schultern versank. Alle Hilfsmittel verhallen an dem einsamen Orte ungehört. Zwei Stunden mußte ich in dem jämlich kalten Wasser zu bringen, bis ein vorüberziehender Hirte mir endlich in einem Netze zu Hilfe kam.

Etwa ein halbes Jahr befahl mich, und als der Schloßherr daran dachte, die sehr weit entfernte ärztliche Hülfe kommen zu lassen, war es schon zu spät — ich starb in der Nacht.

Sie lachen, mein lieber Freund! Nun, ich nehme es Ihnen nicht übel, denn Sie glauben, wie Sie mich hier gefunden und frisch vor sich sehen, wird es mit dem Sterben nicht so schlimm gewesen sein. Es war aber wirklich sehr schlimm. Ich erkrankte den Abend des Schloßherrn, der Haushälterin, Marianna und des Zigeuners Wanjia, daß ich wirklich todt sei, und ich lag mit steifen Gliedern da, konnte mich weder regen, noch einen Laut von mir geben, noch etwas sehen, denn sie hatten mich in pietätvoller Weise die Augen zugebunden, und es war mir nicht möglich, die Lider wieder zu heben. Nur hören konnte ich, was gesprochen wurde, und zwar recht deutlich.

Wanjia, der die Tischlerei besorgte, nahm mir Noth zu einem Sarge, und Marianna berechnete, wie viel Wäsche sie mir auf die letzte Reise mitgeben werde.

Jurem Galbari war freilich ein vornehmer Mann, und um sich nur ja keinen Vorwurf machen zu dürfen, ließ er den Todtenschauer kommen. Der Todtenschauer war ein richtiger Bauer, nur daß er einen Bart und statt der Sandalen Stiefel trug. Der hatte nun freilich keine Ahnung davon, daß das einzige untrügliche Zeichen des Todes die Häulnig sei. Es genügte ihm, daß ich nach keiner Ansicht das Aussehen eines Toten hatte, gegen Radeltische unempfindlich war und nicht athmete, wenigstens so weit er es beurtheilen konnte. Als er sein Verdikt abgab, daß ich im morben Farnen. Später sah ich, daß ich ihm zu großem Danke verpflichtet war.

Der Zigeuner Wanjia hatte all seine Kunst aufgewendet, um mit einem schönen Sarg zu einem Zimmer, das mich zu geben. In diesem Sarge nun lag ich, um meinem Begräbniß entgegen zu sehen, und Sie können sich denken, daß ich mich nicht besonders darauf besaß.

Sie wollen wissen, wie mir eigentlich in diesem Mittelstadium zwischen Leben und Tod zu Muth war? Nun, es läßt sich nicht leicht beschreiben, aber ich will es versuchen.

Zunächst hatte das hitzige Fieber einen starken Riß gemacht, und ich kam mir wie ein Eis gepackter Fisch vor, völlig erstarrt. Mir war zu Muth, als müßte ich aufstauen, sobald mir nur die Sonne lächtig besaß. Ließ das Ritzgefühl nach, so konnte ich mich wieder in Gullivers Zustand versetzen, als er von den Klippvögeln mit tausend kleinen Striden gefesselt war.

Draußen fiel damals ein anhaltender Regen, der die Temperatur erheblich abtöhlte. Ich lag ziemlich leicht gebettet im Sarge, und ich freute mich daher — soweit man sich in solchem Zustande überhaupt freuen konnte — als ich merkte, daß im Kamin Feuer gemacht wurde.

Die Wälder kann man auch wohl verkennen? fragte die Magd. „Ja, das wird wohl das beste sein“, erwiderte Marianna.

Dabei hörte ich das Rascheln der Blätter — großer Gott, meine botanischen Aufzeichnungen, die Arbeit eines halben Lebens!

Fast wahrhaftig vor Angst machte ich schreckliche Anstrengungen, mich aufzurichten. Zunächst gelang es mir, das rechte Auge ein bißchen zu öffnen, so daß ich bemerken konnte, wie die Magd vor dem Kamin tanzte, bemüht, das Feuer anzufachen, einen Theil meiner Aufzeichnungen in der Hand.

Eine zweite Anstrengung — und ich konnte einen angenehmen Ton von mir hören.

„Mit einem Schrei des Entsetzens sprang die Magd auf, und auch Marianna starrte, vor Schreck gelähmt, nach mir hin. Dann ließ die erstere die Blätter fallen, und beide stürzten, wie von Furien gepeitscht, aus dem Zimmer.“

Eine Viertelstunde später trat Wanjia mit anderen Zigeunern in das Zimmer. Einer hatte einen zugespitzten Pfahl, ein anderer ein Beil in der Hand.

„Es ist richtig“, sagte Wanjia, mich scharf anblickend, „er sieht aus wie ein Lebender. Und wenn ein Todter wie ein Lebender aussieht, so wißt Ihr, was das zu bedeuten hat.“

„Ein Vampyr! Ein richtiger Vampyr!“ murmelte die Andern. „Er sieht aber doch ganz blaß wie ein Todter aus.“

Freilich, wenn ich es nicht war, so müßte ich wohl blaß genug geworden sein. Kennen Sie den Vampyrtraberglauben unserer Landvolkes, lieber Freund?

Ein Vampyr ist ein Gestorbener, der aus dem Grabe wiederkehrt um einen Verwandten oder in Ermangelung desselben einen Bekannten das Blut auszusaugen. Man macht einen Vampyr unschädlich, indem man ihm einen zugespitzten Pfahl durch das Herz treibt. Ein Vampyr ist übrigens daran zu erkennen, daß er trotz seines Todes alle Zeichen blühenden Lebens trägt.

Nun ahnen Sie vielleicht, wie mir zu Muth war. Alle Anstrengungen, ein Glied zu bewegen oder einen Laut auszusprechen, waren vergeblich. Dabei war ich so klaren Verstandes, daß mir nicht die geringste Angst erspart blieb.

Wanjia sehte die Spitze des Pfahles auf mein Herz, sein Gehülfe hob das Beil —

In diesem Augenblick trat Ja, die achtzehnjährige Tochter Galbaris, ein. Ich hörte sie aufschreien — und dann verging mir die Sinne.

Als ich wieder zu mir kam, unterschied ich zwei Stimmen, die Ja und die Marianna's.

„Es ist ganz gewiß ein Vampyr“, erwiderte die letztere, „und Sie hätten es nicht hindern sollen, gnädiges Fräulein.“

Vieder hätte ich mich selbst tödten lassen, hätte ich die süße Stimme des schönen Mädchens, das so gleich in ein bestiges Schluchzen ausbrach.

„Aber weshalb? Der fremde Mensch?“

„Der fremde Mensch? Ich habe ihn nie gesehen, verzeihst Du, ich habe ihn sehr lieb gehabt.“

Nun müssen Sie wissen, lieber Freund, daß ich längst eine hoffnungslose Liebe zu Ja im Herzen trug, hoffnungslos, denn sie war so viel jünger und reicher als ich. Stets hatte ich Worte und Mitleid im Munde gehalten, um mich nicht zu verrathen, und ich glaube in der That, Niemand ahnte im geringsten, wie sehr ich sie liebte. Das Glück, von ihren Lippen das Gesandniß der Gegenliebe zu hören, gab mir das Leben wieder.

Als Marianna hinausgegangen war, versuchte ich, die weinende Ja leise beim Namen zu rufen, und es gelang mir.

Zuerst ihr Schreien und dann ihre Freude waren göttlich. Sie benachrichtigte zuerst den Vater von meinem Wiedererwachen zum Leben und — was soll ich Ihnen länger erzählen, lieber Freund — ich erholte mich vorzüglich, und den Ausgang der darauffolgenden Liebesgeschichte kennen Sie.

Mein kleiner Jüngling, Jias Bruder, verunglückte, indem er von einem wilden Pony herabstürzte, und Ja war Jurems Galbaris einzige Erbin. So bin ich zu meiner Frau und zu Schloß und Gut gekommen.

Hoffentlich bleiben Sie recht lange bei uns, lieber Freund, aber ich warne Sie vor den Wasserpfützen. Nicht Jeder würde die Schrednisse, die sie im Gefolge haben, übersehen, und nicht Jedem würde am Ende ein so schöner Lohn winken.“

Ein sonderbares Gutherbeden.

Der geliebte Doktor Fowler bedankte sich Honorar gewöhnlich nach den Vermögensumständen seiner Patienten und nach der Gefährlichkeit der Krankheit. Als er einst von einem mühsam wohlhabenden Manne, den er an einer Lungenerkrankung behandelte, fünf Pfund Sterling erhielt, sagte er: „Sie behalten bei mir gerade ein hübsiges Revenüer zu Gute und können sich dortkommenen Falles an mich wenden.“

Gipfel der Sauberkeit.

Herr Goldstein, Sie waren in diesem Jahre im Gebirge; waren Sie in der ersten oder zweiten Saison dort? „Wo denken Sie hin, in der ersten natürlich! Ich werde doch nicht in das Wasser gehen, in dem die ganze erste Saison schon gebadet hat.“

Der Arizona Kicker

Schreibt in seiner neuesten Nummer Folgendes:

Eine Washingtoner Zeitung macht sich darüber lustig, daß die Censusenumeratoren in Sitka dem Gulch und anderen Theilen von Arizona den Schnitzmesser begangen haben, die Frage bezüglich der „Length of residence“ auf die Dimensionen der Wohnhäuser, statt auf die Zeit der Ansässigkeit der betreffenden Einwohner zu beziehen. Da können man wieder Mal die trasse Ignoranz dieser Kaffern des wilden Westens sehen!

Bon Ignoranz ist nur in Washington in der Redaction des betreffenden Blattes und theilweise auch im Censusbureau die Rede. Als die Fassung hier in Sitka dem Gulch begangen wurde, meldeten sich sämmtliche Zähler bei uns und erboten sich über dies und jenes Rath. Unter Anderem handelte es sich auch um die „Length of residence“. Die Frage war unklar formulirt und erweckt mir genau weihen.

was das Censusamt damit intendirt hatte, meinten wir, die Dimensionen der Wohnhäuser seien doch für das große Publikum von mehr Interesse, als die Zeitdauer der Ansässigkeit der Bewohner, und deshalb riefen wir den Enumeratoren, sich mit Ellenböden zu versehen und jedes Haus abzumessen. Das haben sie getreulich gethan und sich dabei viel Mühe gegeben. Zum Danke dafür macht man sich jetzt im Osten über ihre Unwissenheit lustig. Das ist nicht nobel. Die Censuszähler in Arizona haben ihre paar Groschen mühsamer verdienen müssen, wie irgendwo anders. Abgesehen von dem Wonnesein der Wohnhäuser, behält unter den Combons eine solche Abneigung gegen sie, daß es ihnen oft nur mit Gewalt gebrungen gelang, die verlangte Information zu erhalten. Zwei müßten dabei ihr Leben lassen, wiewohl wurden die Zähne eingeschlagen, sieben trugen arge Kopfschmerzen davon und Einem wurde sogar von einer muthenden Amazone die Nase abgehissen.

Den Zug verpaßt.

Herr und Frau Berger kamen gerade zur rechten Zeit an, um den Zug vor ihrer Nase abfahren zu sehen. Mit Bluth im Herzen und einem gepreßten Lächeln auf den Lippen schauten sie ihm nach. Ihr erster Impuls war, hinterher zu rennen, da aber der Zug nunmehr bereits außer Sicht war, gaben sie diese Idee auf und riefen dem Aufseher zu, nach Hause zu fahren.

Nach einer Weile brach Herr Berger das omniböse Stillstehen mit den Worten: „Das kommt davon, wenn man auf die Zug warten muß, sie wird nie zur rechten Zeit fertig.“

„Ja war lange vor der fertig, mein Freund“, erwiderte seine Frau.

„Nun höre einer dieser Unsinn an“, fuhr Herr Berger ungeduldig auf. „Sah ich nicht mindestens fünf Minuten in der Droschke und schrie mit der Kehle heiser nach ihr? Die ganze Nachbarhaft wurde aufgebracht!“

„Sicherlich, mein Vieber“, entgegnete Frau Berger mit jener merkwürdigen Ruhe, welche nur eine Frau zur Schau zu tragen versteht, „und jedesmal, wenn ich einsteigen wollte, schickst Du mich zurück, um was zu holen, das du vergeblich hast.“

Das Ende von Liebe war, daß die Bergers ihre Besuchsreise auf die nächste Woche verschoben. Um aber diesmal ganz sicher zu gehen, machten sie miteinander aus, daß jeder seine eigenen Vorkerkungen treffen und seinen sich um das andere kümmern sollte, der — respective die — Saumlage müsse die Folgen tragen. — „Belag, gehtan! — Der Tage der Abreise kam heran und Herr Berger, der nur einen Sprung nach dem Geschäfte, gemacht hatte, kam um halb 10 Uhr wieder nach Hause, der Zug ging um halb 11 Uhr.

„Jetzt los“, rief er, „nur eine Stunde Zeit, tummle dich Frau, sonst bleibst du sitzen!“

Und sie tummelten sich um die Weite. Herr Berger jagte durch die Zimmer und flüzte in jenes, rih mit offener Gemüthsbedeutung alle Schränke und Commodekästen auf und lasche sich in's Fräulein, als er daran dachte, wach' lauges Gesicht seine Frau machen würde, wenn er allein abdrückte.

Am Zeit zu sparen, zog sich Herr Berger gleich oben an der Treppe die Stiefel aus. Aus demselben Grunde zog er den Rock aus, während er durch's Speisezimmer rannte, und hing ihn an einen Haken in der Ecke. Dann sah er die Weite ab und hing sie im Vorzimmer an, und als er im Schlafzimmer ankam, war er fix und fertig, um in seine reine Wäsche hineinzufahren.

„Pauline“, sagte er, „wo sind denn meine Oberhemden?“

„In deinem Kasten“, erwiderte seine Frau ruhig, während er vor dem großen Spiegel ihre Gesichtslöcher arrangirte.

„Aber ich sehe sie ja nicht!“ sagte Herr Berger ein wenig ungeduldig, „ich habe den ganzen Kasten umgetehrt, es ist nicht ein einziges Stück darin, das mir gehört.“

„Natürlich! Das ist mein Kasten.“

„Du weißt ja, daß wir keine Commode gestern da brühen hingestellt haben.“

„Ja sehe nicht ein“, sagte Herr Berger mürrisch, „warum du mir meine Sachen nicht herauslegst, replicirte Frau Berger, während sie in der größten Rathlosigkeit forstürte, ein Kleidungsstück nach dem andern anzuziehen, „tummle dich, Mann, sonst bleibst du sitzen!“

Herr Berger fuhr in sein Oberhemd hinein, wie ein Bulle, der ein rothes Tuch sieht.

„Vorgtause — an dem Hemde ist kein Knopf!“ schrie er plötzlich.

„Du hast die verkehrte Seite an“, sagte Frau Berger mit höchstem Lächeln, während sie ihr Kleid zu knöpfte und ein Duzend Stecknadeln in's innere Taillensutter steckte.

Als Herr Berger wieder aus dem Hemde herausfuhr, fing er an zu schimpfen. Dreimal ließ er das unglückselige Hemd fallen, es war es antriebig, und als er endlich mit dem Kopfe zum Halslose herausfuhr, hörte er zehn Uhr schlagen.

„Wo ist meine Taschennadel?“ schrie er.

„In dem Hemde, das du eben ausgezogen hast“, sagte sie, sich den Hut aufsetzend.

Herr Berger ludte wie ein Besessener nach seinen Mantelknöpfen.

„Pauline — weißt du wo die goldene Knöpfe sind?“

„Ja habe sie seit heute Morgen noch nicht gesehen“, sagte die Dame, indem sie sich die Handtücher anzog, „hast du nicht gestern Abend unten im kleinen Gartenzimmer auf's Feuerherd gelehrt?“

Er erinnerte sich, und im vollen Jagen eilte er die Treppe hinunter. Leider verpaß er dabei seine Stiefeln, die das Mädchen in den oberen Treppenabgang hingestellt hatte. Unersehens trat er auf den einen, und im nächsten Augenblicke flog er rücklings die Treppe hinunter, wobei sein Kopf auch nicht eine einzige Stufe verfehlte.

„Million Donnerwetter!“

„Bist du bald soweit, lieber Lebender?“ fragte sie über die Ballustrade lachend, in ihren hübschen Tönen das Weis seines Herzens.

„Sicherlich, mein Vieber!“

„Mein Reisesack“, sagte er, indem er sich mit aller Macht die Stiefel anzog. „Ich im Schlafzimmer unter deinem Beete.“

„Gepackt?“

„Ja weiß es nicht. Es sei denn, du habest ihn selbst gepackt?“ Bei diesen Worten hatte sie schon die Hand an der Hausthürklappe. „Ich hatte kaum Zeit, meinen eigenen zu packen!“

„Ehe sie an die Ecke kam, wo die Droschken standen, hörte sie ihren Namen: Pauline, Pauline — hast du meine Wäsche nicht gesehen?“

„Im Vorderzimmer“, schrie sie zuräth. „Adieu, mein Herz!“

Als sie den Droschkenstall zuschlug, hörte sie sich wieder anrufen: „Pauline — wo ist mein Rock? mein ganzes Geld ist drinnen.“

Sich noch einmal umdrehend, rief sie ihm zu: „Im Speisezimmer, am Haken links hinter der Thüre!“

Dann hieb der Kutscher auf seine magere Mähre, und Herrn Bergers theuere Ehegattin verschwand aus seinem Gesichtsfeld. Aber die Nachbarn sagten, sie hätten geglaubt, Herr Berger wäre plötzlich verrückt geworden; denn sie hätten ihn im Hause herumtanzen hören wie toll, und als er schließlich im Wachsmeister's Gesandnißschritt aus dem Hause jogte, blieben sämmtliche Thüren und Fenster weit offen stehen.

Die Eisenbahnbeamten und Gepäckträger des Bahnhofes waren einigermaßen erstaunt, gerade als der Zug sich in Bewegung setzte, einen erhitzen Mann mit albernem rothem Gesicht und offener Wäsche auf den Verron stürzen zu sehen, dem der Hut im Raden sah, und dessen unerschlossene Reisetaste auf- und zuklappte, wie ein wahnsinnig gewordener Fensterladen.

Er hielt einen Hauschlüssel in der Hand und ballte grimmig die Faust gegen seine Frau, die sich aus einem Coupee zweiter Classe herauslehnd, ihm zum Abschiede mit dem Taschentuch winkte.

Ein Galeren-Sträfling.

Ein schöner, großer und in gleichem Maß auch harter Mensch war des Lebens im Bago herlich müde, und doch hatte er noch manches lange Jahr in Jammer und Qual darin zu erleben. Da gelang es ihm, die Wachsmeister der Wächter zu küssen, er entfiel. Jetzt ist er auf freiem, offenem Felde und schwehelt im warmen Sonnenstrahl. Das Bago liegt schon weit hinter ihm; ja, er ist gerettet.

Da steht er plötzlich vor einem kleinen Wächterhause, er will eintreten, um ein Stück Brod bitten, oder falls man ihm dasjelbe verweigert, — es rauben. Er bleibt aber stehen, als er einen alten Landmann gewahrt, der, umgeben von Weib und Kindern, heiße Tränen weint.

„Was fehlt Euch?“ fragte der Galeren-Sträfling.

„Ich, man will Alles, was ich an Hausgeräth besitze, mir verkaufen, weil ich meinen Pachtzins nicht bezahlen kann. Es fehlen mir noch vierzig Francs!“

„Ihr müßt sie borgen oder sie...“ Der Sträfling spricht das Wort nicht aus, denn er gewahrt, wie sein Gebante in einem besseren Gefühle schmilzt, er ist innig bewegt.

„Ich habe überall, aber immer vergeblich angeknöpft; Niemand will mir auch einen Heller leihen! Ja bin zu Grunde gerichtet, bin verloren! O mein armes Weib, meine armen Kinder!“

Und es begann die ganze Familie zu schuldigen und zu weinen.

„Nun, geht Euch zufrieden!“ sagte der Sträfling. „Ihr wißt ja, daß, wer einen einspringenden Galeren-Sträfling zurückbringen, fünfzig Francs Belohnung erhält. Seht mich einmal an, ich — bin ein solcher Sträfling. Hier, rasch! legt mir einen Strid um und führt mich in's Bago!“

Wer vermöchte das Erlaunen des Landmannes bei diesen so unerhöht klingenden Worten zu schildern! Verflucht steht er da, er will und kann es nicht glauben. Dann endlich bricht er das Schweigen mit der Bemerkung: „Zugegeben, die Sache sei wahr, wer wird denn mir Glauben schenken, daß ich, der kleine schwächliche Mensch, den boomstarken Mann, den Euch den boomstarken Mann, den Kneien sollte gefangen genommen haben, wenn ich Euch in's Bago zurückführte!“

Aber des Sträflings Herz ist nun einmal besseren Gefühlen erschlossen, es ist wie von allen Schuldungen gereinigt und Gott verleiht ihm die Kraft, nicht zu wanken. Noch einmal sagt er der süßen Freiheit Lebenswohl und geht geduldig zum Bago.

Als er dort wieder eintritt, erhebt sich unter den Sträflingen ein Ruf des Staunens.

Man sagt dem Landmann die fünfzig Francs Belohnung und befürmt ihn mit Fragen: wie es ihm gelungen sei, sich des großen und kräftigen Mannes zu bemächtigen.

Als der Landmann berichtet, wie er diesen Kang bemerkte, entfällt man ihn und erzählt dem Ober-Aufseher des Bago diese Geschichte. Dieser läßt den Sträfling zu sich kommen

und bringt ihn nach langem Hin- und Herfragen dahin, daß er die Wahrheit gesagt.

Nach mehr überredet, da er diesen einfachen Bericht hört, als er schon durch die Habbolirung seines Gefangenen gewesen war, schreibt der Ober-Aufseher an den Justizminister und bittet ihn, die Strafe des eblen Galeren-Sträflings zu mildern.

Der Minister selbst hat die wahrhaft bewundernswürdige Geschichte erzählt. Alles ließ vermuthen, jener Sträfling der sich durch eine solche Handlung der lautersten Menschlichkeit wieder einen Platz in der menschlichen Gesellschaft erobert hatte, werde von der obersten Staatsbehörde vollständig begnadigt werden. — Und so geschah es auch.

— Lynchgericht im Reich der Mitte. Eine in China erscheinende englische Zeitung berichtet über ein grauerntendes Vorkommniß in dem Städtchen Hsuehsu in nordwestlichen Kiangsu. Am Anfang März wurde dort eine junge Frau, die von ihren Angehörigen als Stiefmutter überführt worden war, vor einer großen „Zuschauermenge“ lebendig begraben. Die Unglückliche hatte sich von ihrem seit nicht sehr liebend behandelnden Gatten befreien wollen und ihm giftige Tropfen in den Wein gethan, die sie ihm reichte. Nur durch einen Zufall blieb der Mann davon bewahrt, der Todestrank zu sich zu nehmen. Ehe er aber die ihm nach dem Leben trachtende Ehefrau dem Gericht ausliefern konnte, wie es seine Pflicht war, hatte seine Mutter die Stiefmutter schon für immer unschädlich gemacht.

In ihrem Zorn über den Mordverbrechen der Schwiegermutter hatte sie Verleumdungen gegeben, ein tiefes Grab herzurichten. Dann mußten Diener das junge Weib an Händen und Füßen binden und gefolgt von den Nachbarn, denen sich Hunderte von Menschen anschlossen, zog man zu dem außerhalb der Stadt belegenen Begräbnißplatz hinaus. Die Stiefmutter wurde in die Grube geworfen, und ohne daß auch nur eine einzige Person gegen dieses barbarische Vorgehen protestirte, füllten die Leute das Grab mit Erde. Als das entsetzliche Geschäft der Unglücklichen allmählich verumthut war, lehrte Neber ruhig in sein Heim zurück. Der Magistrat des Ortes erkannte die grausame Strafe als durchaus gerecht an.

— Daß es in den Köpfen der New Yorker oberen Vierhundert mandmal gewaltig ruppelt, ist eine allgemein bekannte Thatsache, aber die letzte Verdrücktheit ist doch werth, extra feigenagt zu werden. Es bildet dem erfindungsreichen Geiste von Fräulein Adelaide Bierston vornehmlich, die neue Tolleheit in Gestalt eines „Schoofschwändens“ einzuführen. Schoofschwändens, Lieblingsstagen, Affen und Papageien sind dadurch außer Mode gerathen und ist an ihre Stelle das edle Porzellan getreten, das übrigens Schmeicheleien durchaus nicht abhold ist und bekanntlich seine Zufriedenheit durch ein behagliches Stutzen zu erkennen zu geben pflegt. Fräulein Bierston hat ihrem „Beit“ den Kosnamen „Snookie“ beigelegt und ihm mit selbstnen Wändern und Mäschchen decorirt. Sie beschäftigt ferner, ein Loch durch die Schnauze des Thieres bohren zu lassen und ihren Liebling mit einem großen, mit Diamanten besetzten Ring zu schmücken.

Wahlkosten in England.

Der Zufall will es, daß mit unserer diesjährigen Wahlcampane die Ausschreibung der Parlaments-Neuwahlen in England zusammenfällt, und deshalb ist es wohl von Interesse zu erfahren, wie hoch sich die betreffenden Kostenrechnungen für unsere englischen Wähler heften. Auch in England gilt für den Candidaten die Maxime: True Geld in Deinen Beute!

Die „Daily News“ weiß darüber folgendes zu berichten: „Als zu dem Tage, wo sich das neue Parlament versammeln wird, werden wohl an drei Viertel Millionen Pfund Sterling für die Wahlen ausgegeben werden. Das erscheint als eine fast unglücklich hohe Summe, wenn man bedenkt, daß der Wahl von nur 670 Mitgliedern gilt, von denen ein guter Theil nicht einmal einem Wahlkampf entgegensteht. Aber eine Wahl ist immer ein kostspieliger Proceß, das flüchtige Element der Wählerstimmen erst festzuhalten, dann nachzuzählen. Es gab übrigens eine Zeit, wo die abligen Käufer sich gerade zu aushalten, um einen ihrer Schützlinge nach Westminster entsenden zu lassen, zur Zeit der „verrotteten Burgsassen“. Man erinnert an das Beispiel, das Wiltshire's Wahl für Hull im Jahre 1807 eine halbe Million kostete, wo viel als heutzutage unter der Herrschaft des Gesetzes gegen die Wahlbestechungen im Wahllosten im Wahlgang Königreich ausgegeben werden darf. Man pflegte zwar in jenen Zeiten auch maßlos zu prädeln, aber es ist Thatsache, daß jener Wahlkampf einer der kostspieligsten war, die je begangen sind, und der Betrag kaum noch stimmen wird von dem, die für Jos' Wahl in Westminster ausgegeben wurde. Vor 50 Jahren waren die finanziellen Ansprüche an die Candidaten bedeutend größer, obgleich sie immer noch hoch genug waren, daß nur wenige sich den Luxus eines Soges im Parlament erlauben konnten. Für einen englischen Wahlkreis mögen die Kosten damals zwischen 400 und 500 Pfd. Sterl. betragen haben, für ein wallisches County unter 100 ohne Kampf, aber bis 4000 Pfd. Sterl., wenn der Sitz unstritten war, für eine wallische Landstadt 80 Pfd. Sterl. ohne Kampf, 900 bei Kampf, für eine scheidliche Grafschaft etwa 750 und für eine scheidliche Stadt etwa 1000 Pfd. Sterl. Um Durchschnitt sind keine die Wählkosten für eine Constituence von 1 Pfd. Sterl. auf etwas weniger als 4 Schilling gefallen und werden sich immer niedriger stellen, wenn ein Millionär eine Prisse nimmt.“

gaben, ohne Schaden für die Gesundheit des politischen Gemeinwehns weiter heruntergehen. Das Maximum der Wählkosten wird vom Verfassungsgesetz gegenwärtig auf 350 Pfd. Sterl. für 2000 Wähler in Städten und auf 600 Pfd. Sterl. bei Counties, mit einem Zuschlag von 30 Pfd. Sterl. für je 1000 Wähler mehr in Städten und 60 Pfd. Sterling in Counties. Neuere politische Vergleiche und Berechnungen datiren vom Jahre 1885. In den Wahlkämpfen von 1885, 1886, 1887 und 1888 wurden 3,382,596 Pfd. Sterl. aufgewandt. Der Wahlkampf von 1885 war am kostspieligsten, damals war fast jeder County- und Stadt-Sitz unstritten. Im folgenden Jahre (1886), wo mancher Wähler nicht wußte, ob er sich auf die Seite der Home ruler oder der sogenannten Unionisten schlagen sollte, war die Zahl der unstrittenen Sitze ausnahmsweise groß. Es waren über 200, während 1892 nicht einmal 25 Prozent der Sitze unstritten waren und im Jahre 1896 nicht einmal 140. Im Jahre 1892 gab es 1307 Candidaten für 670 Sitze, 1885 war die Zahl auf 1181 zurückgegangen. Diese gaben 775,333 Pfd. Sterl. gegen 958,532 Pfd. Sterl. 1892. Es ertheilten auf England und Wales 638,962 Pfd. Sterl. bei 3,190, 826 abgegebenen Stimmen, auf Schottland 106,075 Pfd. Sterl. bei 455,729 Stimmen, auf Irland 28,904 Pfd. Sterl. bei 220,505 Stimmen. Die Kosten jeder einzelnen Stimme kommen auf, wie schon oben bemerkt, etwa 4 Schilling. Schließlich seien noch einige Cabinetmitglieder erwähnt, die durch das Ordal einer unstrittenen Wahl gingen und die dafür zahlen mußten: Balfour 763 Pfd. Sterl., Sir M. B. Rydley 91 Pfd. Sterl., Chamberlain 491 Pfd. Sterl., Lord George Hamilton 195 Pfd. Sterl., Sir M. Hicks - Beach 503 Pfd. Sterl., Goschen 130 Pfd. Sterl., Ritchie 912 Pfd. Sterl., Chaplin 1390 Pfd. Sterl., Alers - Douglas 309 Pfd. Sterl., und Lord Long 463 Pfd. Sterl. Wir fügen hinzu, daß es sich heutzutage, im Vergleich zum Zeitalter der „verrotteten Burgsassen“, wo die Wähler sich auf Kosten ihres und wohl auch des gegnerischen Candidaten voll aßen und tranken — siehe das Capitel über eine Wahl in Galonsville in Dickens' „Pickwick“ — nur mehr in der Hauptstadt um die Veranstaltung von Versammlungen, die Bezahlung der Wahlagenten, die Verbreitung von Druckschriften u. s. w. handeln soll.“

— Bedeutende Goldfunde sind bei Karasjok in Finnmarken gemacht worden, und zwar als Sand in den aus Lappland kommenden Flüssen. Eine Expedition von Golddarbern, die aus Kronbille mit leeren Händen zurückgekehrt waren, hat dort angeblich täglich Gold im Werthe von 1100 Kronen gewonnen.

— Die Arme der Rep. Staaten besteht jetzt aus 64,000 Mann Regulars und 32,000 Freiwilligen. Davon stehen auf den Philippinen 63,900, in den Rep. Staaten 17,000, auf Cuba 5,500, in China 4,800, auf Porto Rico 2,400 und in Alaska 900.

— Ein Geschworenen-Collegium in Georgia hat entschieden, daß kein überlebender Preis für das Rafiren einer Leiche sei. Gewiß nicht, wenn man bedenkt, daß der Barbier schreckliche Qualen ausstehen muß, weil er von dem Todten keine Antworten auf die üblichen Fragen über das Wetter, die Wahlsansichten u. s. w. bekommen kann.

— Für die Wahlen in Hawaii werden etwa 10,000 registrirte Stimmen erwartet. Neben der republikanischen und demokratischen Partei besteht noch eine unabhängige Home Rule Partei der Eingeborenen; wie aber berichtet wird, wird sich die größere Zahl der Stimmen der Eingeborenen auf die beiden anderen Parteien vertheilen; welche den größeren Vortheil davon ziehen wird, ist noch nicht festzustellen.

— Drei und dreißig Zuckerraffinerien sind zur Zeit in den Vereinigten Staaten im Gange, und die Einrichtung einer großen Anzahl weiterer ist geplant. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Vereinigten Staaten in einigen Jahren ihren eigenen Zucker produziren werden, Ackerbau-Departement's.

— Wegen Whistensverkaufs haben sie in St. John, Kansas, einen Mann zu 49 Jahren Gefängniß und \$4900 Geldstrafe verurtheilt. Er hatte das Prohibitions-Gesetz nämlich in 49 Fällen übertreten. Da der Verurtheilte für je 50 Cent's der Geldstrafe, die er nicht erlegen kann, einen Tag „brummen“ muß, so würde seine Einperrung etwa dreißigdreißig Jahre und neun Monate dauern. Soweit die Theorie der absurden Temperenz-Gesetzgebung. In der That wird man dem Schnapsverläufer nach etwa einem Jahre wieder freilassen, da man die Kosten seiner längeren Inhaftirung scheut.

— Da machen die Zeitungen soviel Aufhebens davon, daß der Herzog von Devonshire jetzt wieder in die Politik zurückgekehrt ist, so ist es doch gewiß eine verwunderliche Grinasse zu schreiben. Er hielt seinen Sohn „Bill“ in frühesten Jugend schon für berüchtigt das neue „Jahrbuch“ der Arbeit an, doch nicht etwa mit einem Gehalt von jährlich \$3000; er beschäftigte ihn auf seinem Staten Island Landgut mit Düngereisen, und zwar auf Theilung, und glaubte, daß er ihm damit eine große Wohlthat erweise. Das Schoddythum, das Campbell der Stodffabrikanten ist übrigens nicht ausschließlich auf die Vanderbilt'sche Familie beschränkt; es ertheilt sich über eine große und stets sich vermehrende Klasse von Amerikanern, welche immer niedriger müssen, wenn ein Millionär eine Prisse nimmt.

— Befan nlich machte Minneapolis jüngst einen Versuch damit, Kandidaten durch direkte Volkabstimmung zu nominiren und dadurch das alte System mit seinen Vortheilen und Konventionen zu befeitigen. Der Versuch ist zur allgemeinen Zufriedenheit der Wählerchaft ausgefallen, nur den politischen Drahtziehern, die vermöge ihrer Manipulationen dem Volke ihre Recourcen geradezu aufzwingen, gefällte diese neue Methode nicht, die ferner noch dadurch übertrifft, daß bei dieser Abstimmung mehr Stimmen abgegeben wurden, als vor zwei Jahren bei der Gouverneurwahl. Gerade die Abneigung der Politicianen gegen diese Neuerung läßt erkennen, daß sie im Interesse des Volkes geschaffen wurde, und deshalb unter allen Umständen beibehalten werden sollte, um den Falschpolitikern für welche die Politik zur Erwerb- und Unterfrage geworden ist, das schämigste Handwerk zu legen.

Fritz Lange

119 Sadt. 9. Str. Wein- und Bier-Wirtshaus.

Die Bros. vorzügliches Bier immer frisch am Zapfen. Gute Weine und Liquoren werden eins u. w.

Anleihen

Grund-Eigenthum